

# Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

## Die Lehrpläne der Fortbildungsschulen.

In den Kreisen der deutschen Fortbildungsschullehrer wird allgemein darüber geflagt, daß das in der Volksschule erworbene Wissen von den Schülern sehr schnell wieder vergessen wird, und daß sich namentlich die Schüler von quantitativer höherer Schulen in dieser Beziehung wenig nützlich bemerkbar machen. Die Klage ist eine so weit verbreitete, daß sie nicht länger abgewiesen werden kann. Sie erhebt sich gegen alle deutschen Länder, darf also ohne jede Vorbeugung erörtert werden. Daß sie berechtigt ist, unterliegt keinem Zweifel. Dies müssen wir aussprechen, trotzdem uns zur Genüge bekannt ist, daß in anderen Volksschulen eine intelligente, methodisch sorgfältige Lehrerarbeit treu und gewissenhaft arbeitet. Leider kann man sich aber und zwar vorzugsweise in den gut organisierten Volksschulen nicht genug tun. Infolgedessen sind die Lehrpläne dieser Anstalten fast durchgängig überlastet, und es wird den Kindern unserer Tage ein Wissensstoff zugeführt, der viel zu reichlich bemessen ist. Da unsere Lehrer keinen Münchener Richter besitzen, die Aufnahmefähigkeit unserer Jugend aber die von der Natur gegebenen Grenzen hat, gestattet die zur Beschäftigung fehlende Zeit nicht, alles gebotene Wissen und Können zum unveränderbaren Eigentum der Kinder zu gestalten. Wenn dieses erstrebenswerte Ziel erreicht werden soll, so muß vor allen Dingen eine umfangreiche Einübung des dargebotenen Wissensstoffes möglich sein. Dazu gehört aber Zeit, die bei der übermäßigen Belastung der Lehrpläne nicht vorhanden ist.

Die derzeitigen Zustände verlangen ein rasches Handeln nicht in der Volksschule, was dort, wo eigenartige Schulverhältnisse die Dull bezeugen, ein Arbeiten lediglich unter Rücksichtnahme auf die bevorstehende Überprüfung zur Folge hat. Die Gegenwart verlangt geistreich von unseren geliebten Volksschülern eine Entlastung der Lehrpläne und eine schärfere Betonung der Übung. Die Entlastung dürfte auch dadurch ermöglicht werden, daß die heutige Volksschule auf die Behandlung derjenigen Stoffe verzichtet, die für die Fortbildungsschule überflüssig sind.

Nach einer anderen Seite hin halten wir die schärfere Betonung des praktischen Momentes in der Volksschule für wünschenswert. Wir sind weit entfernt davon, die Schule zu einer Werkstatt auszubauen, die für irgend welchen Zweck vorbereitet. Das schließt aber nicht aus, daß noch mehr, als bisher gelehrt, bei der Ausübung der Lehrpläne in dieser Beziehung können und sollen auch die Eltern wirken. Es ist nur zu empfehlen, daß der Vater seinen Sohn zum Schreiben von Geschäftsbriefen, Anstellen von Rechnungen u. s. w. die Mutter ihre Tochter zur teilweisen Führung ihres Wirtschaftsbuches u. s. w. herbeizieht, auf daß die Kinder Gelegenheit erhalten, das was sie im Deutsch- und Rechnenunterricht gelernt haben, praktisch zu erproben. Auch auf diese Weise dürfte das Interesse für den Schutunterricht wesentlich gehoben werden. Das sind gewiß ganz beachtenswerte Anregungen.

Schon ein uralter Spruch lautet ja: non multa sed multum — nicht vielerlei, sondern viel. Darin liegt ein Hauptgrundbegriff vernünftiger Pädagogik. Allein es ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß es bedenklich wäre, den Lehrstoff in der Volksschule noch mehr einzuschränken. In einem Punkte würde unteres Aufschreiben der Lehrstoff anders zu gestalten nämlich beim Religionsunterricht. Hier könnte auf

die Ecternung gar manches Ballastes, der nur das Gedächtnis belästigt und das Gemüt unbetätigt läßt, sehr wohl Verzicht geleistet werden. Beseitigt denn das Wesen der Religion wirklich in der Enttötung einer Menge Kirchenlieder, Bibelprüche? Gelingt es, einen allgemeinen Forderung, nämlich die Eindämmung des überflüssigen Memorierstoffes beim Religionsunterricht, endlich Geltung zu verschaffen, dann ist Zeit genug gewonnen, um mehr als bisher die Einübung des gelehrten Unterrichtsstoffes einzuleiten zu lassen und das Gelernte besser als bisher dem Gedächtnis und dem Verständnis einprägen.

## Eine neue Gefährdung des Kabinetts Combes.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 17. November.

Ein neuer Zwischenfall hat sich ereignet, der die durch den Rücktritt Andrés befestigte Situation des Kabinetts wieder gefährden kann. Am vorigen Dienstag hatte in der Kammer der Unterdeputierten Gagnon auf eine Anfrage erklärt, er werde gegen diejenigen Kolon- und Professoren u. s. w., die sich im Auftrage des Freimaurerordens mit der Lebensdauer der Offiziere und mit der Denunzierung der Verdächtigen befaßt haben, Maßnahmen ergreifen und habe einen von ihnen, den Professor Gannand, bereits durch Verleumdung bestraft. Der Justizminister Wallo feinerseits hat die Ansicht geäußert, ein Richter namens Bernardin, der gleichfalls Freimaurer ist, und mehrere Offiziere angezeigt hat, zu bestrafen. Im Freimaurerorden und in links-republikanischen Kreisen haben diese Aufwindigkeiten große Erregung hervorgerufen, da man befürchtet, die Regierung könnte dem Zweck ihrer Gegner allzuherbe nachgeben und durch solche Maßnahmen die demokratische Propaganda empfindlich schwächen. Infolgedessen haben sich gestern fünf bekannte Mitglieder der Kammer, die gleichzeitig Freimaurer sind, nämlich Senator Demons, die Deputierten Rabier, Masson, Raubon und Meurier zu Combes begeben und die Zurückziehung der über Richter Bernardin verhängten Maßregel verlangt. Combes hat die fünf zum Justizminister Wallo geschickt, der es aber abgelehnt, die Maßregel zu widerrufen. Darauf haben die freimaurerischen Deputierten beschlossen, die Regierung zu unterbreiten, und sie nachteilig beeinflussen zu lassen, in der Freimaurerei stark vertreten sind, hat eine Beratung abgehalten, in der die Regierung scharf kritisiert wurde. Die Situation des Kabinetts ist sehr schwierig, denn Herr Combes befindet sich zwischen zwei Feuer. Die Enthaltungen über das Denunziantenwesen haben im Lande großen Eindruck gemacht. Die Gegner des Kabinetts suchen diesen Eindruck auszunutzen, indem sie immer neue Maßnahmen gegen die Denunzianten fordern, und andererseits bestreben, die zwischen den Freimaurern und der Regierung abgeleiteten nicht von solchen Maßnahmen wissen. Man sieht noch nicht, wie Combes dieser Schwierigkeit Herr werden will.

## Der Rücktritt Andrés.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 17. November.

Seit den letzten Vorgängen konnte niemand endlich im Zweifel darüber sein, daß der Rücktritt des Generals Andrés eine absolute Notwendigkeit geworden war. Die beiden Parteien, die er abtrat, sind nicht, wie ein Bild es darzustellen ließe, in Uniform, sondern in Zivilkleidung. Die republikanische Partei erschien in der Kammer nur in Zivil, haben ihr freilich eher genügt als gefehlt. Aber trotz Sympathien für den alten Mann auch eintragen, sie konnten die Situation unendlich dauernd retten. Wer den General Andrés in den letzten Wochen und Monaten auf der Nebenbühne gesehen hat, mußte die Empfindungen haben, daß er, so geringe Anforderungen man auch an die schwebenden Talente eines Kriegsministers stellen mag, seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen war, und die Denunziantenfrage und andere

unzulässige Vorwände betriebe gleichfalls, daß er im Laufe der Jahre die nötige Ruhe und Klarheit eingebüßt hatte. Andrés war in den ersten drei Jahren seiner Ministerialtätigkeit vielleicht der beste Kriegsminister der französischen Republik, und obwohl er die verpasste Reform der Kriegsgesetze nicht ausführte, hat er unendlich viel zur Stärkung des demokratischen und republikanischen Geistes in der Arme getan. An zehnjährigen Diensten hat man unbeschäftigt gesehen, daß die Militärs, die nach langer Dienstzeit plötzlich in das bürgerliche Getriebe hineingeworfen werden, ihre geistigen Kräfte in diesem Milieu schneller aufbrauchen als andere Leute. Auch Andrés ist diesem Schicksal nicht entgangen. Sein Ende hat, wenn man seiner unbestreitbaren Verdienste gedenkt, auf jeden Fall etwas Tragisches.

Es ist jetzt bekannt, daß die beiden ministeriellen Deputierten Thompson und General Richard General Andrés aufsuchten und ihm auf sein Betragen zugaben, daß sein Rücktritt durch die politische Lage geboten sei. General Richard erklärte in einem offenen Schreiben, daß er nicht, wie behauptet worden Andrés gebrannt habe. Dieser habe vielmehr seinen Entschluß völlig freiwillig gefaßt, doch entgegen der beiden Deputierten wohl gemeinsam mit dem alten General das würdige und geschickte Entlassungsgesuch, das Andrés unterzeichnete. Dienstag früh war Combes im Besitze dieses Schreibens, das er erwartet haben dürfte, und er begab sich sofort zu Andrés. Ein Redakteur der „Petite République“, den Andrés empfangen hat, erzählt über die Art, wie Andrés ihm diese Unterredung und seine eigene Entlassung geschrieben hat, folgendes: „Ich fühle mich“, sagte Andrés, „zu viele belästigt, seit ich meinen Entschluß gefaßt habe. Den ganzen Tag über haben Besucher bei mir vorgeschlagen, ich kam nicht sagen, wie glücklich ich über all diese Sympathiebeweise bin. Ja ich bin zufrieden, und besonders viel Dankung mein Nachfolger wird.“ In diesem Augenblicke trat Madame Andrés ein. Sie kommt von Suresnes, wo sie ihren ältesten Sohn vom dem Borgelassen unterrichtet hat. Wie erhält das Ministerium? fragt sie. Andrés antwortet: „Es ist bestimmt, daß ich vertritt. Ich meine Betrug. Wir haben viel gemeinsam gearbeitet, haben in vielen Punkten die gleichen Ansichten. Er wird hier viel Energie, seine ganze Energie gebrauchen. Er befaßt sich mit dem Bestehen aller unserer Freunde, aller Republikaner. Ich habe keine mündigen Töchter und werde das nie verzeihen. Vor kaum einer Stunde hat Combes mich fragen lassen, ob ich die Vorbedingungen, die für die Ernennung zum Großoffizier der Ehrenlegion nötig sind, erfüllt hätte. Ich erkläre sie erst in einem Jahre, aber das alles ist gleichgültig. Was mich am meisten reizt, ist die Freundlichkeit, die Combes mir heute früh bewiesen hat. Ich kam unsere Unterredung nicht schildern, ich will nur sagen, daß der Präsident, als er mich verließ, mich an seine Brust zog und rief: „Kommen Sie, Andrés, ich muß Sie umarmen!“ Nach ganz gerührt durch diese Erinnerung, sucht Andrés seine Bewegung unter einem Scherz zu verbergen und sagt: „Sie sehen, daß ich, Sie sehen wie der kleine Vater Combes sich freut und mich zwingt, mich zu ihm heranzukommen!“

Mit zwei Ausnahmen haben die Mitglieder und Organe des republikanischen Blocks gegen den Rücktritt Andrés nichts Bedenkliches einzubringen, und den meisten merkt man ein Gefühl der Enttäuschung. Jaurès feiert in der „Humanité“ die Verdienste Andrés und behauptet, daß die republikanische Partei durch ihren Wandel an Entschlossenheit diesen Rücktritt nötig gemacht hat. Rechtlich außerdem sind General Richard und andere. Die beiden Ausnahmen sind Clemenceau und der Radikale Wagnan. Einer der eifrigsten Parteigänger des Kabinetts Clemenceau wird Combes in unerschütterlichen Worten vor, er habe alle Fehler Andrés weitestgehend sühnend gebüßt und begünstigt, und sein jetziges Verhalten gegen Andrés sei das Gegenteil einer mutigen Handlungsweise. Wagnan, der gefaßt haben soll, Andrés Nachfolger zu werden, ist empört, daß man Andrés nicht mehr in der Kammer habe erscheinen lassen, wo er sich unter einer Drohung der Väter hätte vertheidigen können, und daß man ihn durch die hinterlistige Umarmungsdrang habe. Die antimilitärische Presse hat andere Gründe zur Enttäuschung. Sie hatte auf den Sturz des jungen Ministeriums gehofft und sieht sich in dieser Hoffnung betrogen. Verächtlich durch die Enthaltungen, schreibt der Revolutionsnationalistische

## „Die Morgenröte.“

(Eine Komödie aus dem Jahre 1846 von Josef Kneiber.)

(Nachdruck verboten.)

In Hans Wimm's „Deutscher Revolution“, die Zeitlichste Darstellung der Lola-Standale frei benutzt und mit höchsten Witzern geschmückt hat, findet der Neugierige bequeme Bestimmung, was über die Münchener Vorgänge zu wissen kommen. Vielleicht hat auch Kneiber da seine Anregung her. Wimm schließt seinen Bericht mit den Worten: „Bei dieser Katastrophe haben auf allen Seiten die geschlossenen Charaktere sich gegenüber im König, in Lola Montes, in ihren ultramontanen, adeligen und bürgerlichen Gegnern, und alles ist belebt von dramatisch aufsteigender Handlung, jedoch nicht bloß der Erzähler, auch der Dichter warmen Anteil nehmen kann.“ Es konnte und mußte Kneiber zeigen, die weitverbreitete menschliche Mißbeurteilung, die er als Dichter der „Fahnenweibe“ im Rahmen eines Doreneignisses geschildert hatte, nun an einer Haupt- und Staatsaktion gebietet haben. Zu zeigen, wie die Gelben des Münchener Volkstums vor seinen Augen ausfallen. Am Frühling bei Schmutzmeister, naturalistisch gemalt. Mit dem lachenden Naturalismus, der in der Geschichte der Satire immer sein Recht behauptete.

Zur „eine dramatisch aufsteigende Handlung“ ist dem Menschenkenner und Menschenbildniswahrer Kneiber wieder nicht gelungen. Vielleicht, weil er auf die Fortdauern der Bühne zu häufige Rücksicht nahm. Den Hauptakteur glaubte er nicht auf die Bretter bringen zu dürfen, den König. Den begabten Ludwig I., der so entsetzliche Werke machte, der das Staatsvermögen gewissenlos verhehlerte, der aber die Schönheit und viele Schönheiten ehrlieh liebte, der das neue München geschaffen hatte, und dem zu einem guten König nur zwei Eigenschaften fehlten: beherrschende Kraft und persönlicher Mut. Eigenhum allein

trug nicht. „Wenn er sich nicht etwas fürchtet, so ist mit dem Manne nicht auszukommen.“ Welch eine Hoffenfigur: ein König, von dem seine ersten Minister so denken! Welch ein Hoffenbild, als die Ultramontanen ihn, weit nicht mehr mit ihm auszukommen vor, durch eine fidele Bierrevolution zwingen, Lola zum Zerfall zu jagen! Lola Montes, die der schönheitsreumten König überigens — er beteuerte es den Bischöfen — nur platonisch geliebt hatte! „Das wäre vollends Narrenheit!“ erteilte der realpolitische preussische Gesandte über den königlichen Idealismus.

Könnte dieser König nicht auf die Bühne gebracht werden, so war der politischen Handlung der dramatische Nerv durchschnitten. Zu einer Haupt- und Staatsaktion gehört ein König. Mit Recht. Denn bei ihm ist schließlich der entscheidende Wille. Wenn diesen Mangel hätten wir uns aber leicht getrostet, weil dem Dichter die Gestalt der Lola Montes vollkommen gelungen wäre. Dann hätten wir in einem Bruchteil der Komödie das Symbol gehabt, das so oft und nicht nur in den politischen Kämpfen des Reiches, sondern auch in der schwebenden Politik den Untergrund als Parabelgröße, Lola Montes war, weit weniger durch geistige Bedeutung als durch den Fall der Umstände, eine politische Macht geworden. Sie war nicht nur „das königliche Weib“, wie man sie wohl nannte. Sie war im Kampfe um ihr Dasein zur Feindschaft gegen Rom getrieben worden. Sie Ultramontane, die Lola-Montane! So lautet ein hübsches Schlagwort der Zeit. Kneiber hätte offenbar die Aufgabe, den letzten Krieg um diese wilde Kate zu zeigen. Und da passierte ihm etwas, was dem Dichter Kneiber mehr Ehre macht als dem Dramatiker. Weil Lola immerhin eine Individualität war, neben dem rebellierenden Bischofswesen, darum verliebte sich der Dichter in seine Gestalt, darum zeichnete er sie romantisch. Der lachende Naturalismus Kneiber's, der die Gelben der Münchener Revolution so klein hielt, findet eine gewisse Größe in der Länge, die in allen Feldzügen Europas Standale erregt hatte und

nur ganz beiläufig auch an König Ludwig geraten war. In diesen romantischen Zügen glaubten wir nicht, weil er der Stimmung des stürzenden Stücks widerstreicht. Dieser romantische Zaubrer schadet der ästhetischen Wirkung im fünften und besonders im vierten Akte, er erregt aber auch Bedenken gegen die feste Stoffigkeit des Ganzen. Kneiber lacht mit dem gelinden Lachen der nachbismarckischen Zeit über die Morgenröte, welche durch revolutionäre Freiheitsphrasen heraufkommen soll; über eine Morgenröte von Volas Schatten laßt er nicht. Er hat nicht bemerkt, daß die Gemayung des Reiches (ober was ihm sonst dabei vorfiel) ein noch älteres und noch höheres Schlagwort ist als die bismarckischen Worte von 1848, mit denen er ein übermütiges Haberdreibein anstellt.

Dieses Haberdreibein aber, der Spott über die Niederungen der Revolution, ist ihm ganz ausgezeichnet gelungen. Um die Keintlichkeiten, nichtdrückendsten Interessen dreht sich da alles auf unserem höchsten Punkte. Auf dem Wege, das Reich zu retten, durchführt die Schicksale gedehnter Wölfe Frau Kunglmaier, wo eine Revolution beschlossen wird. Frau Kunglmaier ist Vollblut aus dem Kreise der Kleinbürger, die außer ihrem Vergnügen nur noch ihren Vorteil kennen. Sie ist gegen die Revolution, weil für sie nichts dabei herauskommt. Der Glorietmeister ist für die Revolution, weil dabei immer Fenster eingeschlagen werden. Nicht viel höher als die Gefühnung steht das Reichs-Interesse, das den gelächelten Herrn zum bummelnden Heben verführt, steht die Stille der rebellierenden Studenten. Aus dem Treiben unserer Studenten holt Kneiber das bische Handlung heraus, das in den ersten Akten schon emporschau, um nachher zu zerfallen und von einer fremden historischen Last, der Vertreibung der Lola Montes, abgelöst zu werden.

Kavel, der Sohn eines ehrlichen Bürgers und Salzversteigerers, ist schon zweimal durchs Gassen gelaufen und soll das Frevell befehlen, die Töchter der Kunglmaierin. Der